

Posener Zeitung.

Sechshundneunzigster

Jahrgang.

Nr. 676.

Die „Posener Zeitung“ erscheint täglich drei Mal. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 4,50 M. für die Stadt Posen, 5,45 M. für ganz Deutschland. Bestellungen nehmen alle Ausgabestellen der Zeitung, sowie alle Postämter des Deutschen Reiches an.

Freitag, 27. September.

Inserate, die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum in der Morgenausgabe 20 Pf., auf der letzten Seite 30 Pf., in der Abendausgabe 30 Pf., an bevorzugter Stelle entsprechend höher, werden in der Expedition für die Abendausgabe bis 11 Uhr Vormittags, für die Morgenausgabe bis 5 Uhr Nachm. angenommen.

1889.

Amstliches.

Berlin, 27. August. Der König hat den bisherigen Professor an der Königlich bayerischen Forstlehranstalt Aschaffenburg, Dr. Carl Brandt, zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Breslau ernannt.

Die Beförderung des ordentlichen Lehrers Haase am Gymnasium zu Neu-Ruppin zum Oberlehrer ist genehmigt worden.

Politische Uebersicht.

Posen, den 27. September.

Die „Königliche Zeitung“ will aus Berlin Mittheilung von dem Inhalt einer Denkschrift erhalten haben, welche der russische General Obruchew während seiner Vertretung des Kriegsministers Wannowski dem Zaren eingereicht hat. Angeht es der Thatsache, daß der Besuch des Zaren am Berliner Hofe von Neuem verschoben worden zu sein scheint, gewinnt der sich mit jener Denkschrift beschäftigende Artikel der „Kön. Ztg.“ erhöhtes Interesse; wir geben ihn daher hier seinem Wortlaut nach wieder. Er lautet:

Das Haupt der panlawistischen russischen Kriegspartei ist bekanntlich neben dem einstigen Botschafter in Konstantinopel, Graf Janatiew, der Chef des Generalstabs, Obruchew, einer der eifrigsten russischen Generale, der in einem künftigen Kriege, sei es als Befehlshaber einer Heeresabtheilung, sei es als Generalstabschef, sicherlich eine große Rolle spielen würde. General Obruchew gehört zu denjenigen, hauptsächlich im Generalstabe vertretenen Offizieren, welche einen Krieg in naher Zeit für unabwendbar halten und daher alle Vorbereitungen zu demselben derart beschleunigen möchten, daß Russland, wenn es den Augenblick zum entschiedenen Handeln für gekommen erachtet, sein kampfbereites Schwert zur Erfüllung seiner Wünsche in die Waagschale legen könne und nicht einen Zeitpunkt abzuwarten brauche, der etwa den Gegnern geeigneter erscheine. Der General ist auch ein eifriger Anhänger eines engen Bündnisses mit Frankreich; durch seine Frau, die Französin und in Frankreich ansässig ist, steht er in nahen Beziehungen zu dort; augenblicklich befindet er sich, wie alle Jahre im Herbst, in der Heimath seiner Frau. Bei seinen Berechnungen, das Meer schlagfertig zu machen, findet er einen Hemmschuh im Finanzminister Wischnegradski, der nicht so kriegerisch schauend wie der Generalstabschef, zunächst die russische Geldwirtschaft in Ordnung bringen möchte, eine Arbeit, die er ja bereits mit einigem Erfolg begonnen, in der ihn aber Kriegsgeschrei und große Ausgaben zu Störungen aufs empfindlichste stören. Auf diese Weise sind die beiden Staatsmänner in einen Gegensatz getreten, der kürzlich noch verschärft worden ist. General Obruchew vertrat diesen Sommer den Kriegsminister Wannowski während dessen langer Abwesenheit in Frankreich und benutzte diese Stellung, um dem Zaren eine bedeutende Denkschrift einzurichten, deren ungefähre Inhalt, wenn auch nicht wortgetreu, doch genau dem Sinne entsprechend etwa wie folgt lautet:

„Feinde umgeben uns von Westen, Südwesten, Süden, Südosten. Das rege Treiben im Westen Europas weist darauf hin, daß demnächst, etwa in den nächsten zwei Jahren, die Verhältnisse sich zum Kriege gestalten werden. Das Wohl der Völker besteht nicht allein in der Ansammlung von Reichthümern, sondern ist mitunter auch bedingt durch sichere Nachstellung, die sie andern Völkern gegenüber hat. Hierzu gehört in erster Linie die militärische Nachstellung. Um solche zu erreichen, darf man nicht nach der Finanzbilanz im Budget fragen, sondern der Staat ist verpflichtet, wenn nötig, mit einem Fehlbetrag im Budget zu schließen, um diese Nachstellung zu sichern.“ Es folgen nun Rückblicke auf die russische Geschichte, in welchen es u. a. heißt: „Hätte Peter der Große sich scheut, seine Finanzrechnung mit einem Fehlbetrag zu schließen, so wäre Ausland vorausichtlich jetzt ein vom Meere getrenntes Großfürstenthum. Hätte Alexander I. sich um seine Finanzbilanz gekümmert, so hätte er, statt den Triumphzug bis Paris zu vollenden, sich vor dem Vorstoß demüthigen müssen. Kaiser Nikolaus hätte Europa nicht derartig unter dem Gebot seines Wortes gehalten, wenn er sich nach den Vorschriften des Finanzprogramms gerichtet hätte.“ Zum Schluß fordert General Obruchew die notwendigen Summen zum Ausbau und der Verfüllung gewisser Bahnhöfe und zur Vermehrung der Verkehrsmittel, welche alle bis zum künftigen Mai fertiggestellt sein müßten.

Der Zar vermerkte eigenhändig unter dieser Denkschrift: „Ich theile vollständig die gedachten Ansichten. Ausführliche Prüfung derselben ist unbedingt notwendig.“ Der Finanzminister Wischnegradski hat nun seinerseits eine Gegendenkschrift vorgelegt, in welcher er ausführt, jedem Staate sei zunächst eine geordnete Finanzwirtschaft notwendig und ganz besonders sei das für Ausland der Fall. Um alle seine Pläne auszuführen, gebrauche er Jahre des Friedens, in denen er Europa gegenüber seine Finanzbilanz einhalten müsse. Das Werkwüthige ist, daß der Zar auch unter dieser, der vorigen so völlig widersprechenden Denkschrift vermerkte: „Ich theile vollständig die gedachten Ansichten. Ausführliche Prüfung derselben ist unbedingt notwendig.“ In Wirklichkeit scheint jedoch die Ansicht Obruchews die Oberhand zu behalten, denn es sind umfassende Eisenbahnarbeiten angeordnet, die bis zum nächsten Frühjahr ausgeführt sein werden. So sind bis zum Mai acht Millionen Rubel Schienen notwendig, welche die russischen Werke nicht liefern können, und dertwegen man genöthigt ist, die Hülsen des Auslandes in Anspruch zu nehmen; man hat mit Cockerill Verhandlungen eingeleitet. Auch müssen bis zum Mai 300 Lokomotiven fertiggestellt sein; trenn wir nicht, daß man auch bei der Verfertigung von Schienen Vorrichtungen gemacht. Bis zum Mai wird die Bahn Petersburg-Sidlow durchweg mit doppeltem Geleise versehen sein; desgleichen ferner die Bahnen Wilna-Maschaw, Wilna-Romno und Snamenska-Jastkow (Kiew). Das russische Bahnnetz erfährt dadurch eine bedeutende strategische Vergrößerung, durch welche die Zusammenziehung der Truppen im Westen wesentlich erleichtert wird.

Rein Tag ohne neue Broschüre über Kaiser und Kanzler. Heute liegt wieder ein „Beitrag zur Zeitgeschichte“ vor, wie sich die anonyme Broschüre unter dem Titel „Kaiser Wilhelm II. und der Reichskanzler“ nennt, deren kennzeichnender Schluß lautet:

Aus den vielfachen Auszeichnungen, deren Gegenstand auch der älteste Sohn des Reichskanzlers seitens des Monarchen ist, läßt sich nicht bloß ein Rückschluß auf die Beziehungen zwischen Kaiser und Kanzler machen, sondern auch die Gewißheit entnehmen, daß, wenn Gottes Allmacht nach hoffentlich langen Jahren dem irdischen Willen des leitenden Staatsmannes ein Ziel setzt, auch die Richtung der Nachfolge gesichert ist.

Es wird für jeden denkenden Leser genügen, diesen Schluß der Broschüre zu betrachten. Man kann aus demselben zur Genüge auf den übrigen Inhalt der Schrift und die Richtung schließen, in der man den Verfasser zu suchen hätte — wenn das der Mühe lohnte.

Der Staatssekretär im Reichsschatzamt Freiherr von Malgahn wollte gestern in Friedrichsruh, um mit dem Reichskanzler zu konferiren, und beabsichtigt, wie berichtet wird, heute nach Berlin zurückzukehren. Nach ihm wird der Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums, Dr. v. Boetticher, den Reichskanzler in Friedrichsruh besuchen. Erst nach Beendigung dieser beiden Konferenzen, meint die „K. Pr. Ztg.“, wird wohl die Personenfrage für die Neubesezung des preussischen Finanzministeriums eine greifbare Gestalt annehmen.

Nach den neuen Bestimmungen über die Vollziehung der Ausweisung von Ausländern aus dem Reichsgebiet, deren Entwurf, wie wir bereits mitgetheilt haben, dem Bundesrath vorgelegt worden ist, sollen die bisher üblichen Arten der Vollziehung zwar auch fernerhin sämtlich zugelassen werden; als wirksamste und daher vorzugsweise in Anwendung zu bringende Vollziehungsart empfiehlt sich indessen der Transport. Denn allein dieser bietet eine unbedingte Sicherheit für die Erreichung des Zweckes der Ausweisung, die thatsächliche Entfernung des Ausländers aus dem Reichsgebiet, und hierauf ist um so mehr Gewicht zu legen, als eine Bestrafung des Ausgewiesenen auf Grund des § 361 Nr. 2 des Strafgesetzbuches nur dann erfolgen kann, wenn festgestellt ist, daß der Ausgewiesene das Reichsgebiet verlassen hat und darauf ohne Erlaubnis zurückgekehrt ist. Freilich ist der Transport mit höheren Kosten verbunden als die übrigen zulässigen Vollziehungsarten; allein abgesehen davon, daß diese Kosten durch geeignete Organisationen, insbesondere durch besondere Vereinbarungen rücksichtlich des Eisenbahntransports sich werden herabmindern lassen, und daß die Zahl der Transportfälle sich bei einer strengen und planmäßigen Handhabung des Ausweisungs-Verfahrens allmählich verringern dürfte, wird doch gegenüber der sicheren Erreichung des Ausweisungs-Zweckes der Kostenfrage keine ausschlaggebende Bedeutung beizulegen sein. Die Abschiebung des Ausgewiesenen nach seinem Heimathstaate wird für die überwiegende Zahl der Fälle die Regel bleiben. Soll von dieser abgewichen werden, so dürfte zur Vermeidung etwaiger Differenzen mit fremden Regierungen die Richtung des Transports durch die Landes-Zentralbehörde festzusetzen sein. Der Entscheidung der letzteren wird es namentlich dann bedürfen, wenn der Heimathstaat des Ausgewiesenen nicht ermittelt werden kann, oder wenn trotz des Bekanntseins des Heimathstaates der Transport aus besonderen Gründen nach einem anderen auswärtigen Staate zu leiten sein möchte. Für diese Fälle den Landes-Zentralbehörden besondere verbindliche Direktiven zu geben, dürfte nicht angezeigt erscheinen, da die Wahl der Richtung des Transports in den angegebenen Fällen unter sorgfamer Erwägung aller in Betracht kommender Umstände wird geschehen müssen. So dürfte es nicht immer zulässig sein, den Transport nach der nächstgelegenen Reichsrenge zu leiten, andererseits wird es sich nicht unter allen Umständen empfehlen, den Ausgewiesenen, dessen Heimathstaat unbekannt ist, nach derjenigen Stelle zurückzubringen, an welcher er vom Auslande in das Reichsgebiet übergetreten ist. Gerade in diesen Zweifelsfällen werden die internationalen Vereinbarungen besondere Beachtung finden müssen, durch welche die Zulassung nur solcher Personen zugelassen ist, deren Nationalität durch eine gültige, unverdächtige Heimathsurkunde dargethan oder zu deren Uebnahme der andere Staat sich ausdrücklich als verpflichtet bekannt hat.

Die Direktion der Neu-Guinea-Kompagnie hat bekanntlich gewünscht, daß die mit der Landeshoheit verbundene Verwaltung ihres Schutzgebietes einschließlich der Rechtspflege durch kaiserliche Beamte übernommen werde, wogegen sie sich bereit erklärt hat, die Kosten der Verwaltung dem Reiche zu erstaten. Die Reichsregierung ist darauf eingegangen und hat für die Ausübung der Landeshoheit einen kaiserlichen

Kommissar in Aussicht genommen, welchem ein Kanzler und ein Sekretär beigegeben werden sollen.

Bezüglich der deutschen Schutzgebiete in Westafrika hört man, daß die finanzielle Lage von Kamerun und Togo sich so gestaltet, daß auch im nächsten Jahre die Einnahmen zur Deckung der Ausgaben ausreichen werden. Dagegen ist für das südwestafrikanische Schutzgebiet auch im nächsten Etatsjahre ein Reichszuschuß erforderlich. Es soll eine Vermehrung der Polizeimacht sich dort als unentbehrlich erwiesen haben und so wird beabsichtigt, die bisher aus 21 Mann und 2 Offizieren bestehende berittene deutsche Truppe auf etwa 50 Mann zu erhöhen und derselben ein Kontingent Eingeborener beizugeben. Die Truppe soll besonders die Einfuhr von Waffen und Munition überwachen. Auch eine Bergbehörde wird von Reichs wegen in Wirksamkeit treten, deren Fortbestehen nothwendig ist, da bisher an etwa 60 Stellen des Gebietes Gold gefunden wurde und aus diesem Anlaß deutsche und fremde Gesellschaften zur Ausbeutung des Schutzgebietes sich gebildet haben.

Aus Privatbriefen, die von Zanzibar einlaufen, ist zu entnehmen, daß Wismann sich Erlass für seine durch Krankheit oder Todesfall ausbleibenden Mannschaften mit gutem Erfolge in der Anwerbung von Julius verschafft hat. Die kriegerischen Somalis, die Dr. Peters für seine Expedition angeworben, und die in der Zeit, wo er noch unthätig in Zanzibar lag, zeitweise dem Herrn Reichskommissar überlassen waren, haben sich nur wenig bewährt. Es ist das in den von Herrn Wismann hierher gesandten offiziellen Berichten bereits hervorgehoben, und wird neuerlich noch bestätigt in einem Briefe der Gräfin Ida Blücher, den die Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission veröffentlicht haben, und in dem es in Bezug auf die Somalis, die sich zur Pflege im deutschen Hospital in Zanzibar befanden, heißt: „Die Somalis vertragen das hiesige Klima schlecht. Die hier im Hause liegen, sind wahre Jammergehälten, ekelhaft nur noch Haut und Knochen. Sie lassen sich gern pflegen, machen aber doch merkwürdig große Ansprüche.“

In Ungarn ist zur Zeit der Ministerrath in zahlreichen Sitzungen mit wichtigen Fragen der inneren Organisation beschäftigt, unter denen die der Verwaltungsreform obenan steht. Bereits im Laufe des Sommers haben der Minister des Innern Graf Teleki, der Justiz Szilagyi und der Finanzen Wellerle sowie der Staatssekretär des Innern Tibod ein Memorandum über die Grundzüge und die Durchführung der Verwaltungsreform ausgearbeitet und dem Ministerpräsidenten v. Tisza nach Ofende geschickt. Der letztere hat sich schriftlich darüber nicht geäußert; die jetzt stattfindenden Ministerberatungen sind nun berufen über die in jenem Memorandum niedergelegten Ansichten schlüssig zu werden. Wie die „K. Pr. Ztg.“ mittheilt, gehen dieselben weit über den Rahmen der Verwaltungsfrage hinaus und sind auch in parlamentarischer und politischer Beziehung von größter Bedeutung; denn in jenem Memorandum wird auch die Frage aufgeworfen, ob es nicht angemessen wäre, zuerst das Land über die Verstaatlichung der Verwaltung zu befragen, somit den Reichstag aufzulösen und Neuwahlen auszusprechen oder aber — wenn dies aus politischen Gründen nicht zulässig wäre — noch eine Weile zu warten, damit die öffentliche Meinung Gelegenheit erhalte, sich mit der Frage und den Grundzügen ihrer Lösung zu befassen, beziehungsweise sich über dieselbe auszusprechen. Nach alledem ist es begreiflich, daß man den Entscheidungen des Ministerrathes mit größter Spannung entgegensteht, da von dem Ministerrathe überdies auch alle dem ungarischen Reichstage zu unterbreitenden finanziellen und wirtschaftlichen Vorlagen festgesetzt werden sollen. In politischen Kreisen wird angenommen, daß die nächste Session berufen sein wird, diese bringenden Vorlagen, überdies das Konvokationsgesetz, die Dezentralisation der königlichen Tafel und andere Justizgesetze zu erledigen, und daß die Verwaltungsreform im Laufe derselben noch nicht in Angriff genommen wird. Ueber alle diese Dinge wird voraussichtlich die für den 2. Oktober angekündigte Großwardeiner Rede des Ministerpräsidenten Tisza einiges Licht verbreiten.

Es ist komisch zu sehen, wie die französischen Reaktionäre, Boulanger und Monarchisten sich über ihre Niederlage zu trösten suchen, ja einige reaktionäre Blätter behaupten fröhlich immer noch, ihre Partei habe geiegt. Rocheforts „Intransigent“ schreibt: „Wir haben immer gesagt, der Entscheidungskampf findet statt zwischen Ferry und Boulanger. Nun ist aber jener durchgefallen und dieser ist gewöhnt.“ Also ist der eigentliche Sieger vom 22. September der Boulangerismus. Laur ist in der „Presse“ der nämlichen Ansicht und die „France“ ist über die Wahl ihres Direktors Salou in Dünkirchen so entzückt, daß sie diesen Erfolg geradezu verallgemeinert; Frankreich hat nirgends als in Dünkirchen seinen

Willen verkündet. Diese Leute können eben das Schwindeln noch immer nicht lassen. Die Monarchisten sind aufrichtiger, aber auch sie finden Mittel, ihre Niederlage zu verschleiern. Da meint ein Blatt, die Republikaner seien eigentlich geschlagen, weil sie auf noch größere Erfolge gehofft, dieselben aber nicht erreicht hätten. Andere prophezeien schwere Kämpfe und die Fortdauer der bisherigen unerquicklichen Lage. So der „Soleil“, der darauf rechnet, daß 50 bis 60 republikanische Revisionisten ihre Versprechungen halten und demgemäß mit der Rechten in der Hauptsache, der Revisionsfrage, zusammengehen müßten. Das Blatt übersieht jedoch, daß die meisten derjenigen republikanischen Kandidaten, welche an der Revisionsforderung festhielten, ausdrücklich befügten, daß sie die Revision nur mit einer republikanischen Majorität machen würden. Da die Aussicht auf eine solche Majorität jetzt geringer ist als je, so ist eben die vorhin angeführte Bedingung nicht zu erfüllen, und die Monarchisten werden sich vergeblich auf die Eröffnung eines Revisionsfeldzugs von Seiten der Republikaner freuen. Cassagnac hat das Wahlergebnis wie folgt geschätzt: „Es ist geschehen. Der Todestampfen beginnt, die Sühne ist nahe. Gestern noch konnte ich auf die Rettung Frankreichs bloß hoffen; heute aber glaube ich daran, glaube daran von ganzem Herzen. Es ist nur eine Frage der Zeit, eine Frage von Monaten, nicht einmal von Jahren. Die Zeit gehört Gott, aber der Mensch kann sie beschleunigen. Wir werden das zu besorgen wissen. Vertrauen, Freunde, Vertrauen, und entschloßener als je vorwärts!“ Wenn Cassagnac sich auf das Gebiet des Glaubens zurückzieht, so kann man ihn ruhig dort lassen; hat er doch jetzt schon achtzehn Jahre lang behauptet, die Stunde der Rettung sei „nahe“. Wer auf das tausendjährige Reich wartet, dem kann es ja auf ein paar hundert Jahre mehr oder weniger Wartens nicht ankommen. Der „Gaulois“ hat endlich noch eine revisionistische Mehrheit herausgerechnet und eine Siegeshymne angestimmt, jetzt aber muß er zugeben, daß die Republikaner gesiegt haben. Nun wirft er die Frage auf: „Wie werdet ihr jetzt regieren?“ Er meint, es sei unmöglich, wie bisher nach links, zu Gunsten des Radikalismus, zu regieren; man müsse sich nach rechts wenden, auf den Weg der Gemäßigten; dieser Weg aber führe zur Herrschaft der Konservativen und schließlich direkt zur — Monarchie. Das Blatt übersieht dabei, daß man auch in der Republik gemäßigt und konservativ sein kann, und dieser Ansicht hat auch Frankreich ebenso unumwunden Ausdruck gegeben wie seinem Abscheu vor dem Boulangerismus. Der konservative Republikanismus wird in der neuen Kammer sehr stark, an Zahl wie an Kraft stark, vertreten sein, und er dürfte leicht der Ausgangspunkt einer neuen Politik werden, namentlich wenn die neue Kammer die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht rechtfertigen sollte.

Als der Obersekretär für Irland, Mr. Balfour, kurz vor dem Schluß der Parlamentssession den Irländern eine katholische Universität in Aussicht stellte, sah man hierin vielfach ein besonders schlaues Manöver der Regierung zur Sprengung der Opposition. Es ist jedoch, wie die „Frei. Ztg.“ hervorhebt, mit Sicherheit anzunehmen, daß, wenn das Projekt auch geeignet sein könnte, eine Entfremdung zwischen den Parnelliten und den englischen Radikalen herbeizuführen, doch auch eine große Anzahl Konservative, darunter namentlich die irischen Protestanten, der Ausführung des Planes Widerstand leisten würde.

Vierte Posener Kunstausstellung.

V.

Nach etwa achtägiger Pause ist am vorigen Sonnabend der zweite Cyclus der diesjährigen Kunstausstellung eröffnet worden oder, genauer gesagt, es haben sich die Räume der städtischen Turnhalle dem Theil des Publikums, der Sinn und Interesse für Bilder und bildende Kunst hat, zum zweiten Male geöffnet. Denn nicht lauter neue Bilder sind es, welche dieser sogenannten zweiten Cyclus aufweist, wenn auch die Mehrzahl der jetzt aufgestellten Gemälde sich hier zum ersten Male dem Publikum unserer Stadt präsentiert. Einige der hervorragendsten Bilder des ersten Cyclus sind uns verblieben und haben auch zum Theil ihren alten Platz beibehalten. Unter diesen älteren Bildern finden sich einige von der Elite der ersten Sammlung — wie z. B. die beiden Bilder von Uhde und Starbina; andere Bilder, denen wohl einer oder der andere Besucher der Ausstellung gern noch einmal begegnet wäre, sind inzwischen verschwunden, jedenfalls aus Gründen, die sich unserem Urtheil entziehen und über die wohl auch der Wille und Wunsch des Vorstandes unseres Kunstvereins keine Macht besessen hat. Unter den neu hinzugekommenen Bildern befinden sich fast ausnahmslos gut gemalte und interessante Kunstwerke, so daß der Gesamteindruck der jetzigen Ausstellung ein gegen früher noch gesteigerter, wirklich erfreuender und angenehmer ist.

Bei der Gelegenheit können wir nicht umhin, der Thatsache Erwähnung zu thun, daß uns neben so manchem anerkennenden Urtheile über die diesjährige Kunstausstellung auch nicht selten recht abfällige zu Ohren gekommen sind, deren stets gleichlautender Refrain war, daß unsere Kunstausstellung „doch im allgemeinen recht wenig bietet“. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß unsere jetzige Kunstausstellung weder, was die Zahl der Bilder, noch was die auf der Ausstellung vertretenen großen Namen anbetrifft, sich mit der Berliner oder der Münchener und ähnlichen Ausstellungen größten Stils und Umfangs messen kann. Man muß aber erwägen, daß die Maler, die doch ihre Bilder nicht nur um der Ehre willen ausstellen, sondern sie vielmehr ausstellen, um sie möglichst bald und möglichst günstig zu verkaufen, sich in erster Reihe dahin wenden, wo sie ein großes Bild laufendes Publikum oder Galerien und Museen wissen, welche beide ihnen eine größere Aussicht für den Verkauf ihrer Bilder bieten als eine Mietskabine von dem Range Posens, die ohne staatliche Unter-

Das scheint nun allmählich auch Mr. Balfour eingesehen zu haben, denn er erklärt jetzt, daß er wohl von einer Förderung des höheren Unterrichts in Irland gesprochen habe, nicht aber von der Errichtung einer römisch-katholischen Universität. Die Herren Abgeordneten haben sich also sämtlich verhöhrt und die Römisch-Katholischen sich ohne Grund gefreut. Diese Zweideutigkeit hat nun Gladstone einen willkommenen Anlaß geboten, dem Tory-Kabinet eins zu versetzen. Der große Parlamentarier empfing nämlich dieser Tage auf seinem Landhause Hawarden eine Abordnung des Hyde Reform Clubs und sprach sich bei dieser Gelegenheit über verschiedene Tagesfragen aus. Die Ankündigung einer katholischen Universität in Dublin, sagte Gladstone, sei ein alter Kunstgriff, welcher bereits im Jahre 1885 mit Erfolg angewandt worden sei; wer die letzten Äußerungen Balfours bedenke, müsse zugeben, daß die Regierung doch zu gar erbärmlichen Hilfsmitteln ihre Zuflucht nehme; die katholische Universität solle also nichts weiter sein als ein gewöhnliches College zur Förderung des höheren Unterrichts, wogegen allerdings kein Liberaler etwas einzuwenden habe; hoffentlich werde Chaplin, der neue Ackerbauminister, welcher demnächst eine Wahlrede halten müsse, offen sagen, was die Regierung eigentlich beabsichtige. Das wird Chaplin wahrscheinlich nicht thun, denn sonst würde ja das Mandat seines Kollegen völlig wirkungslos werden. Im Uebrigen sind die englischen Radikalen auch gegen die Dotirung eines „gewöhnlichen College“ aus Staatsmitteln, also mit Gladstone nicht einverstanden.

Deutschland.

*** Berlin, 26. September. Wenn die Nachricht, daß Rußland außer auf den Bahnhöfen Petersburg-Ordnungen — was schon bekannt — auch auf den anderen nach der Westgrenze führenden Bahnen aus strategischen Rücksichten Doppelgleise anzulegen im Begriff sei, ohne weitere Ausschmückungen mitgetheilt worden wäre, so würde sich wahrscheinlich Niemand dadurch beunruhigt fühlen. Was Rußland jetzt thun will, hat Deutschland bekanntlich schon längst gethan, ohne daß man deshalb den Russen das Recht einräumt, uns die Absicht, Rußland mit Krieg zu überfallen, unterzuschleichen. Daß letzteres gleichwohl seitens der Kriegshoher in Rußland geschieht, daran können wir nichts ändern. Die Panславisten haben keine andere Karte auszuspielen. Die Enthüllung der „Köln. Ztg.“ über die Odruschewische Denkschrift und was damit zusammenhängt, wendet denn auch ihre Spitze nicht sowohl gegen die strategische Verstärkung des russischen Bahnnetzes, als gegen die Auffassung des russischen Generalstabschefs, als ob ein Krieg Deutschlands gegen Rußland in naher Aussicht stehe. An sich wäre auch eine solche Meinung nicht gefährlich, es sei denn, daß die russischen Militärs sich mit der Hoffnung schmeickelten, den Zaren unter der Vorpiegelung deutscher Angriffsabsichten zum Angriff gegen Deutschland zu treiben, indem sie ihm die Nothwendigkeit darlegen, den Rußland bequemen Zeitpunkt für den Krieg auszunutzen. Man sieht, die Voraussetzung, von der die Mittheilungen der „Köln. Ztg.“ ausgehen, sind für die Einsicht und Urtheilsfähigkeit des Zaren nicht gerade schmeicheltastig; ob sie begründet sind, ist eine Frage, die so ohne Weiteres nicht wohl beantwortet werden kann. Immerhin liegt die Annahme nahe, daß die in Rede stehende Veröffentlichung in dem Wunsche veranlaßt ist, den Zaren gelegentlich seines diesigen Besuchs zu

einer Rundgebung zu veranlassen, welche den Petersburger Unruhegeistern für einige Zeit das Handwerk legen würde. Um so wünschenswerther freilich wäre es, daß die inländ. Presse mehr als bisher sich aller Rundgebungen enthielte, welche im Auslande die Friedenspolitik Deutschlands in Frage zu stellen geeignet sind. Diese Erwägung wird vor allem durch Veröffentlichungen, wie solche eine neue Broschüre „Kaiser Wilhelm II. und der Reichskanzler“ enthält, jedem Unbefangenen nahe gelegt. Wird doch da erzählt, daß Fürst Bismarck nur mit der äußersten Anstrengung den unaufhörlich zum Kriege drängenden Einflüssen die Wage halte. Freilich, die Urheber dieser neuesten Broschürenfluth wird man vergeblich zur Zurückhaltung auffordern. Denn offenbar handelt es sich hier ausschließlich um Spekulanten, die mit hier und da aufgegriffenen Anekdoten und Gerüchten hausiren gehen. Ernsthafte Politiker würden sich hüten, in der Weise, wie es in dieser Broschüre geschieht, Propaganda für den Reichskanzler oder den Grafen Bismarck zu machen, weil sie wohl wissen, daß das Herauszerren von intimen — sagen wir, früheren intimen Beziehungen des Kaisers zu dem Grafen Bismarck nur denjenigen Einflüssen zu Gute kommen würde, die zu bekämpfen sie versuchen möchten. Das im Trüben fischen ist das Geschäft dieser Broschürenschreiber, die sich den Anschein geben, als seien sie berufen, in der Entwicklung der inneren Politik eine Rolle zu spielen, während sie lediglich auf Sensation ausgehen, um auf ihre Kosten zu kommen. Daß es sich in Wirklichkeit nicht um Enthüllungen handelt, ersieht man schon daraus, daß die Geschichte des Telegramms, welches von den Losoten aus in die heimathliche Paphos eingegriffen haben soll, längst bekannt ist, während der Verfasser sich so geheimnißvoll ausdrückt, als ob es sich um eine große Neuigkeit handele. Und überdies hat dieses Telegramm eine Nachgeschichte, die der Verfasser nicht kennt, da er sich sonst gehütet haben würde, für den so gönnerhaft behandelten Grafen Bismarck mit hinfällig gewordenen Argumenten zu plädiren.

— Der Kaiser unternahm gestern Vormittag vom Neuen Palais aus von 7 1/2 Uhr ab einen längeren Spazierritt. Nach der Rückkehr empfing der Kaiser den Oberlandesgerichts-Präsidenten v. Kurlbaum und hörte später die Vorträge des Kriegeministers General der Infanterie v. Verdy du Vernoy und des Chefs des Militärkabinetts Generalleutnant v. Sahlke. Am Dienstag, Nachmittag 2 1/2 Uhr, werden der Kaiser und die Kaiserin zu mehrtägigem Aufenthalte in Schwerin eintreffen. Die Rückkehr dürfte Freitag, 4. Oktober, erfolgen. Am Mittwoch und Donnerstag sollen große Jagden daselbst stattfinden.

— Die die „Tägl. Rdsch.“ erfährt, wird der Kaiser in nächster Zeit nach der Reihe allen besseren Berliner Theatern seinen Besuch machen. Auch von der Leitung des Deutschen Theaters hat der Kaiser den Plan der Aufführungen eingefordert.

— Die Kaiserin Friedrich besuchte vorgestern Vormittag 9 Uhr mit den Prinzeßinnen-Töchtern die Ausstellung und war später noch längere Zeit im Kunstgewerbemuseum anwesend. Am Nachmittag stattete die Kaiserin Friedrich mit den Prinzeßinnen-Töchtern dem städtischen Krankenhaus im Friedr. in einen längeren Besuch ab.

— Aus Athen wird der „Kreuztg.“ über die Vorbereitungen zur Ausschmückung der Stadt zu dem bevorstehenden Besuche des deutschen Kaisers berichtet, und es werden daran noch folgende Bemerkungen geknüpft: Trotz allen Brunkes, trotz aller Konzerte und feenhaften Beleuchtung

innigen Empfindung in den Gesichtern der einzelnen Figuren Ausdruck zu geben verstanden hat, deshalb regt er auch unser Empfinden mächtig an. Es ist der höchste Triumph der Kunst, wenn man über dem Gebilde des Künstlers diesen ganz vergißt, wenn — um bei der Malerei zu bleiben — der Beschauer gezwungen wird, das Bild als Ganzes zu betrachten und sich nicht in die Betrachtung der Einzelheiten zu versenken. Und diese Wirkung erzielt Firlé mit seiner „Morgenandacht“. Beginnt man auch nach dem ersten Blick auf das Bild sich zunächst bald diese, bald jene Figur, eine und die andere Einzelheit näher anzusehen, man wird sich schnell darauf ertappen, daß man in eine wortlose, beinahe feierliche Betrachtung des ganzen Bildes versunken ist, sich unwillkürlich in die durch das Auge vermittelte seelische Aufnahme des doch so einfachen und unscheinbaren Vorganges auf dem Gemälde vertieft hat. Unvermerkt ist die Stimmung, die Firlé auf dem Bilde und in den einzelnen Figuren auszudrücken verstanden hat, auf den Beschauer übergegangen und hat ihn im Innersten gepackt. Und so einfach der auf dem Gemälde dargestellte Vorgang ist, so wenig derselbe durch Farbenglanz und Reichtum der Gestaltung blendet, so festsetzt er in seiner einfachen, menschlich-natürlichen und herzlich gemüthvollen Stimmung doch mehr als manche große farbenprächtige Leinwand, tiefer als so manches großartige und figurenreiche Historienbild. Nicht was der Maler malt, sondern wie er es malt, entscheidet über den Werth des Kunstwerkes und über seine Wirkung auf uns, das sehen wir an dem einfachen, alltäglichen Vorgang, den Firlé auf seiner „Morgenandacht“, allerdings mit hoher Meisterschaft, behandelt hat. Und wenn wir nun doch noch, wie es dem gewissenhaften Berichterstatter zukommt, Einzelheiten hervorheben sollen, so machen wir zunächst auf die Figur der alten Dame im Mittelpunkt des Bildes aufmerksam. Der Ausdruck tief innerlichen Versenkens und wehmüthiger Erinnerung in ihren Zügen ist meisterlich und unwiderstehlich packend getroffen. Und die Gestalten der jungen Mädchen, die alle in die gleichen, wenig Farbenreiz entfaltenden Gewänder gekleidet sind und die alle, so weit sie uns das Antlitz zuwenden, mit leicht geöffnetem Munde singend dargestellt sind, finden wir in diesen fast uniformartigen Gewändern und in der durchweg ruhigen und gleichmäßigen Haltung irgend etwas Monotonies und in der Einförmigkeit und Uebereinstimmung Ermüdendes? Durchaus nicht. Und das kommt daher, weil eben auf dem Bilde der Aus-

werden die Mäße eines vermissen, nämlich militärische Schauspiele. In Folge der Haltung der Regierung gegenüber der kretensischen Frage ist die Opposition im Lande bedeutend gestärkt worden. Seit zwei Monaten aber verlangt diese die Einberufung mehrerer Jahrgänge der Reserve, da in Griechenland nur die einjährige Militärpflicht besteht, und die Beurteilungen auch stets eine hohe Zahl erreichen. Herr Trikupis aber wollte im Einverständnis mit dem König Georg jede militärische Maßnahme vermeiden, um selbst den Schein kriegerischer Absichten zu vermeiden. Und da nun der Zustand auf Kreta, wenigstens für den Augenblick, als beendet erscheint, so verlangt die Oppositionspartei jetzt die Einberufung zweier Jahrgänge, im Hinblick auf die bevorstehenden Feste, da ohne diese die Garnison von Athen nicht im Stande sei, bei dem Einzuge der Prinzessin-Bräut sowie bei dem Einzuge des Kaisers Spalier zu bilden, geschweige denn zu einer Parade zu erscheinen. Am 1. Oktober (nach dem griechischen Kalender am 18. Oktober) werden erst die Rekruten des neuen Jahrganges eingestellt und sind also beim Eintreffen des Kaisers etwa 12 Tage unter Waffen, und wenn gleich die diesjährigen Reservisten erst nach Beendigung der Feste entlassen werden sollen, so ist doch deren Zahl durch Beurteilungen und in letzter Zeit auch durch Erkrankungen sehr zusammengeschmolzen.

Auf dem Bahnhofe Friedrichstraße in Berlin traf gestern Vormittag die Gesandtschaft des Sultans von Bagdad um 11 Uhr 20 Minuten, mit 25 Minuten Zugverspätung, ein. Zum Empfang hatten sich im Auftrage des Kaisers der Kammerherr v. Wohl und Major v. Liebert vom Generalstab eingefunden. Die Gesandtschaft, welche jetzt aus Baden-Baden kommt, hatte einen Salonwagen erster Klasse benutzt. Die Vorstellung erfolgte durch Generalkonsul Michailis und den Dolmetsch Michailis. Der Führer der Gesandtschaft, Muhamed ben Soliman, ist ein ehrwürdiger Greis von Mittelgröße mit einer gebeugten Haltung. Ein lang wallender grauer Bart umrahmt das scharf geschnittene Gesicht. Ein weißes Gewand, das bis zu den Füßen hinabreichte, verhüllte die schlanke Gestalt. Ueber diesem Gewand trug der Gesandte einen weiten schwarzen Burnus, der mit bunter schmaler Borte eingefasst ist. Der Turban hat einen hochblauen Grund, das aufgewebte, dem Schottischen gleichende Muster zeigte roth und gold. Die Füße des Gesandten waren mit Sandalen bekleidet; die grünleberne Spange derselben war mit zahlreichen kleinen Nadeln besetzt. Der zweite Gesandte ist der Gouverneur von Samu Seno ben Muhamed. Auch er ist eine ehrwürdige Erscheinung, wenn er auch etwas kleiner von Gestalt ist. Sein mächtiger Bart hat eine ins Gelbliche gehende Farbe. Die Gesichtszüge sind hart entwidelt, die Nase ist ziemlich groß; seine Kleidung gleicht der des ersten Gesandten, nur die den Burnus zierende Borte ist etwas schmaler, dagegen trägt Seno einen aus Goldstickerei gebildeten matrosenträgerähnlichen Schulterbehang; auch hatte er der kalten Witterung wegen Strümpfe angezogen. Außer den beiden Führern besteht die Gesandtschaft aus einem jüngeren Mann und zwei Dienern. Der junge Mann, der sich schon etwas der europäischen Kultur zugewandt hat, trug zur Landestracht an Stelle der Sandalen moderne, schmalspitzige Stiefel und braune Glacéhandschuhe mit breiten Knäulen. Von den beiden Dienern wählte der eine als Koch. Er erschien an der Rupeebür in einem komisch wirkenden Aufputz. Mit dem weißen, bis an die Knie reichenden Hemd, der kurzen Jacke, dem nach Bäuerinnenart getragenen Kopftuch und den beiden Kaffeekannen in den Händen, machte er fast den Eindruck eines alten, in nachlässiger Morgenkleidung erscheinenden Weibes. Der zweite Diener ist ein munterer, aufgeweckter Negerbursche, der beim Einfahren des Busses die auf dem Bahnsteig stehenden lustig begrüßte. In drei königlichen Wagen erfolgte die Ueberführung der Gesandtschaft nach dem Kaiserhof. Hier sind ihr auf Befehl des Kaisers sechs Zimmer des ersten Stockes angewiesen. Der Salon liegt an der Ecke des Wilhelms- und Bietheplatzes. Nach dem Wilhelmsplatz zu liegt das zweifelhafte Zimmer des ersten Gesandten und das Zimmer des Dolmetschers. An der Front zum Bietheplatz folgen ein kleinerer Salon, der zugleich als Arbeitszimmer dient, und ein größeres Schlafzimmer. Ein Hinterzimmer ist für die Diener bestimmt. Die Gesandtschaft bringt viel Gepäck mit.

Der Verein für völkstümliche Wahlen in Lüneburg ist auf Grund der §§ 1 und 6 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie vom 21. Oktober 1878 verboten worden.

Italien.

* Der eben verstorbene Kardinal Schiaffino wurde am 5. September 1826 in Genua geboren und war Kardinal seit Juli 1885. Er

brud in den Gesichtern alles ist, dieser Ausdruck aber ohne alle Präntion und, ohne daß wir es merken warum, uns anzieht und fesselt; er ist eben den Gesichtern vom Maler nicht nur äußerlich gegeben, sondern von innen heraus empfunden und darum wirkt das Bild nicht nur auf unser äußeres Auge, sondern auch auf unser Empfinden. Firkles „Morgenandacht“ ist ein Bild, das mit einfachen Mitteln Großes wirkt, das heißt mit anderen Worten: es ist ein großes Kunstwerk!

Die Verbindung für historische Kunst, welche auch sonst schon den Wanderausstellungen aus ihren Schätzen so manches Mal bereitwillig ausgeholfen hat, hat uns diesmal zwei Bilder gesandt, so verschieden in dem Gegenstand, den sie behandeln, wie in der Malweise. Es sind dies „Die letzten Augenblicke christlicher Märtyrer“, gemalt von der bekannten Düsseldorf-Malerin Margarethe Löwe, und des Schlachtenmalers Th. Rocholl, Düsseldorf, „Angriff der 7. Kürassiere bei Bionville“. Aus dem ersteren Gemälde sehen wir in einem unterirdischen Keller mehrere Gruppen Christen, Männer, Weiber und Kinder, die nach langer, qualvoller Haft des Augenblickes harren, wo sie einem grausamen, aber zugleich auch erlösenden Tode entgegengesetzt werden sollen. Das Bild weist alle Vorzüge der Malerin, aber auch einen schweren Fehler auf, wie wir gleich sehen werden. Trefflich gemalt und gezeichnet sind das lastseuchte Gemäuer, der kleinere Fußboden und die Gewänder namentlich der beiden Frauengestalten im Vordergrund rechts; auch die Hauptgruppe in der Mitte des Bildes, der schmerzlich bewegt und doch heldenhaft gefaßt dreinschauende Mann, dem man den jüdischen Typus deutlich anmerkt, sein Weib, das sich in thränenlosem Jammer und verzweifelt auf wie Hilfe heischend an den Gatten anlehnt, und der von Angst und auch wohl von nagendem Hunger schon dem Rande des Grabes nahe gebrachte Knabe, ist in der Unterschiedlichkeit des Ausdrucks nicht schlecht gemalt. Und doch fehlt uns auf dem Bilde etwas und ist andererseits etwas zu viel da. Der Gegenstand an sich wäre doch sicher geeignet unser Mitgefühl zu wecken und unsere Anteilnahme zu beanspruchen! Was verhindert nun, daß beide nach unserem persönlichen Empfinden im wünschenswerthen Maße wahrgenommen werden? Gerade das, was wir oben — vom rein malerischen Standpunkte aus — lobend hervorhoben: konnten: Die Umgebung, die Gewänder, kurz alles Neukere ist zu sorgfältig, zu sauber und elegant ge-

war ein intimer Freund des jetzigen Papstes und einer seiner einflussreichsten politischen Rathgeber. Er redigirte eine Zeit lang die „Aurora“, die im Anfang des Pontifikats Leo XIII. die Versöhnung zwischen Vatikan und Kurial predigte. Er blieb das Haupt der Partei der italienischen Kardinalen, und galt eine Zeit lang in erster Linie als „papabile“, d. h. geeignet, der Nachfolger des jetzigen Papstes zu werden.

Rußland und Polen.

O Petersburg, 25. September. Ueber die Bedeutung der Reise des russischen Thronfolgers zu den Mandövern in der Provinz Hannover und die voraussichtliche Reise des russischen Kaisers nach Berlin bemerkt die „Rov. Wremja“: „Der deutsche Kaiser weiß ganz wohl, daß weder die Reise des russischen Thronfolgers nach Hannover, noch ein anderes Ereigniß, welches wichtiger ist und sich in naher Zukunft ereignen soll, einen Einfluß auf die internationale Situation übt, welche das Programm geschaffen hat, nach welchem er in der letzten Zeit vorgeht. Auch nach diesen Ereignissen wird Alles seinen bisherigen Lauf nehmen. Die russische Regierung bewahrt sich die volle Freiheit des Handelns und wird fest bei dem Beschlusse bleiben, nicht den mindesten Anlaß zur Störung des europäischen Friedens zu geben; andererseits aber wird sie auch niemals gestatten, daß Jemand sie für gesonnen erachte, ihre Würde und ihre nationalen Interessen zu opfern, um einer europäischen Macht Geneigtheit zu erweisen. Rußland hat niemals daran gedacht, die Pflichten der internationalen Gütlichkeit zu vernachlässigen, wird aber auch niemals zulassen, daß ihm Jemand die Bedingungen und die Art und Weise der Erfüllung dieser Pflichten vorschreibe. Die Inspiratoren der deutschen Presse haben dies in der letzten Zeit ganz vergessen. Kaiser Wilhelm II. hat ihnen jetzt durch die herzlichste Aufnahme des russischen Thronfolgers eine gründliche Lektion über Taft und Gütlichkeit gegeben; es ist nur die Frage, ob sie verstehen werden, aus dieser Lektion eine Lehre zu ziehen, ob sie sich überzeugen werden, wie ungegründet es ist, die Zusammenkünfte hoher Personen mit der Frage der politischen Ereignisse in Verbindung zu bringen. Was den Eindruck der Nachrichten über die Aufnahme des russischen Thronfolgers in Hannover betrifft, so ist derselbe ein sehr guter, er ruft hier jedoch keine Illusionen hervor. Rußland wünscht sich ein einträchtiges Zusammenleben mit Deutschland, hofft jedoch in keinerlei Beziehung, daß man in Berlin diejenigen Pläne aufhebe, welche die Bildung der mitteleuropäischen Liga mit allen ihren wohlbekannten Folgen hervorgerufen hat. Wir sagen noch mehr: Rußland wünscht sich durchaus nicht eine derartige Aenderung, da es fest überzeugt ist, jene „vortreffliche“ Friedensliga werde dahin führen, daß sich in Europa schließlich eine derartige Lage entwickelt, welche die von Seiten dieser Liga drohende Unzulänglichkeit und Gefahr vermehrt.“

Permisches.

+ Aus Kunst und Wissenschaft. Im Berliner Wallnertheater hat am Mittwoch nach dem ziemlich übereinstimmenden Urtheil der Berliner Presse das neue Lustspiel von Francis Stahl „Der rechte Schlüssel“ einen freundlichen Erfolg gehabt. Anerkennend wird namentlich die mit der Aufführung dieses Stückes erfolgte Abkehr von den zum Theil sehr trivialen Stoffen, die in letzter Zeit die Bühne des Wallnertheaters fast ausschließlich beherrscht haben, und die Rückkehr zu gut deutscher, wenn auch etwas spießbürgerlicher und wenig origineller Kost hervorgerufen. Auch im Hamburger Stadttheater hat das Stück dieser Tage ziemlich angeprochen. — Ernst Renan hat ein neues Werk geschrieben: „Der Ursprung der Wissenschaft“, das sich bereits unter der Presse befindet. — Ladislaus Mierz-

mal, der tiefere, seelische Ausdruck auf den Gesichtern fehlt im Vergleich damit zu sehr, als daß eben die äußeren malerischen Vorzüge nicht in erster Reihe unser Auge fesseln und über Gebühr in Anspruch nehmen sollten und dadurch die Gesamtwirkung des Bildes schmälern müßten.

Schildert uns Margarethe Löwes Bild in der Unmenslichkeit der Christenverfolgungen eine Barbarei des Alterthums, so zeigt uns Th. Rocholl eine Barbarei, die, so lange sie auch schon auf Erden besteht, doch leider noch immer sehr modern ist, die Barbarei des Krieges. Sollen nun einmal schon Schlachtenbilder gemalt werden — eine Nothwendigkeit, die wir allerdings nicht zugeben können — so geben wir wenigstens Bildern von der Art, wie sie Weretschagin malt oder wie es das vor einigen Jahren durch einen Theil von Deutschland geschickte Riesenschlachtbild de Neuvoilles war, den Vorzug; da wird doch der Krieg in seiner brutalen Häßlichkeit und Rohheit ungeschönt und ohne Schönfärberei gemalt. Auf den meisten unserer modernen mehr oder weniger berühmten Schlachtenbilder geht aber alles so sauber und geordnet zu — trotz allen gemalten Wirrwarrs — als befänden sich die Truppen auf einer Parade oder einem Manöver und nicht in der „heissen, männermordenen“ Schlacht. Das trifft auch zum Theil auf das Bild von Rocholl zu; die Kürassiere im Vordergrund wenigstens, die ihre verderbbringenden Hiebe gleichsam über den Rahmen hinausführen, sehen beinahe so aus, als hätten sie sich in Positur gesetzt, um sich abzutheilen zu lassen, und auch der aus einer schweren Kopfwunde blutende Reiter in der Mitte des Bildes schwächt diesen Eindruck des künstlichen Arrangements nicht wesentlich ab. Die technische Kunstfertigkeit des Malers, der ja auf seinem Spezialgebiet einen berühmten Namen hat, verleugnet auch dieses Bild nicht.

Prof. D. v. Heyden-Berlin hat unter dem Titel „Freigesprochen“ die heilige Susanna gemalt, die eben nach gefälligem Richterspruch dankerfüllten Herzens den Kerker verläßt; ein hübscher, edelgeformter Kopf mit seelenvollem Ausdruck, der der Susanna, und doch läßt uns das Bild im Ganzen kühl. Die Schönheit und Ebenmäßigkeit in den Gesichtszügen der Hauptfigur ist wohl etwas zu absichtsvoll betont. Die beiden Alten im Hintergrunde, wahrscheinlich die falschen Ankläger, sind in so dunkler Beleuchtung gehalten, daß man sie mehr vermuthen als sehen kann; vielleicht schämen sie sich, deutlich und in hellerem Lichte vor uns zu erscheinen. Ein Bild, Genre,

minski hat sich soeben mit Fräulein Jadwiga Bergmann, einer Warschauerin, verheiratet. Die Trauung fand in London statt.

+ Neval, 25. September. Die Stelle wo der Luftschiffer Veroux gestern verunglückte, ist etwa 4 Werst vom Ufer entfernt; die Leiche ist bis jetzt nicht aufgefunden. Der Fallschirm, mit welchem Veroux etwa 2 Werst weit das Ufer entlang und verankert, nachdem er nur wenige Sekunden unmittelbar über dem Wasser geflogen worden war, in die Tiefe.

Aus dem Gerichtssaal.

? Bosen, 25. September. [Schwurgericht.] Einen traurigen Ausgang hat der aus einer ganz richtigen Ursache entstandene Konflikt zwischen dem heute angeklagten Arbeiter Samuel Stürgebecher aus Johannismühle und dem Arbeiter Franz Jachowial aus Katatz genommen. Beide waren auf der Fiegelei Waila bei Bosen beschäftigt. Am 7. Juni d. J. machte Jachowial dem Angeklagten darüber Vorwürfe, daß er den Lehm nicht gut zubereite, der Angeklagte entgegnete darauf etwas, ein Wort gab das andere und schließlich sagte der Angeklagte zu Jachowial, er solle den Mund halten. Letzterer darüber empört, ging mit einer Schippe auf den Angeklagten los und im Laufe des Streites erhielt Jachowial einen Hieb mit dem eisernen Spaten in den Kopf; die ihm dadurch zugefügte Wunde war die Ursache seines Todes. Die Anklage geht von der Voraussetzung aus, daß Jachowial zunächst mit seiner hölzernen Schippe auf den Angeklagten losgegangen sei und nach ihm einen Hieb geführt habe, der Angeklagte habe den Hieb mit seinem eisernen Spaten parirt, daran ist die Schippe Jachowials zerbrochen und in zwei Stücken zu Boden gefallen; als er sich nach einem der Stücke gebückt, um es aufzuheben, habe er vom Angeklagten einen Schlag mit dem Spaten auf den Kopf erhalten, der ihn zu Boden streckte. Dem Angeklagten wird zur Last gelegt, daß er den Jachowial am 7. Juni mittels eines Spatens, eines gefährlichen Werkzeuges, vorsätzlich körperlich mißhandelt habe und zwar dergestalt, daß die Körperverletzung der Tod des Verletzten verursacht worden ist. Der Angeklagte bestreitet, überhaupt einen Schlag nach dem Jachowial geführt zu haben. Als er den von Jachowial nach ihm mit einer hölzernen Schippe geführten Schlag parirt hatte und in Folge dessen die Schippe zerbrochen zur Erde gefallen war, sei er mit erhobenem Spaten stehen geblieben, Jachowial, der viel stärker als er gewesen, habe den Spaten gewandt und ihm denselben entreißen wollen; bei dem Hin- und Herzerren an dem Spaten habe Jachowial die Verletzung davongetragen. Zugesehen hat bei dem Vorfall der Arbeiter Stanislaus Wachowial aus Bjarze. Dieser bekundete: Jachowial hat den ersten Hieb mit der Schippe nach dem Angeklagten geführt, sie war an dessen Spaten zerbrochen zur Erde gefallen, er hob ein Stück davon auf und holte zu einem zweiten Hiebe aus; da schlug der Angeklagte mit seinem Spaten zu und Jachowial stürzte blutend zu Boden. Jachowial erholte sich nach einiger Zeit, verband sich die bedeutende Wunde mit einem in Essig getauchten Tuche nothdürftig, um die Blutung zu stillen und verrietete noch bis zum 10. Juni einzelne Arbeiten, er klagte dabei über Schmerzen im Kopfe und machte sich täglich häufig Umschläge mit Wasser aus einem Bechloche. Am 9. Juni stellte sich Schüttelfrost ein, er mußte sich hinlegen, am 10. Juni trat eine Lähmung des linken Beines und linken Armes ein. Mit diesen Kennzeichen einer akuten eitrigen Entzündung der Hirnhaut und des Gehirns wurde er am Abend des 13. Juni in die Diakonissen-Krankenanstalt zu Bosen eingeliefert; auf dem rechten Scheitelbeine fand sich eine durch den Knochen bringende Wunde. Die Ursache der Hirnhautentzündung war der Hieb mit dem Spaten; der Schädel war durchschlagen, die harte Hirnhaut war zerrissen, aber auch die weiche Hirnhaut und die Gehirnmasse waren verletzt. Mit dem schmerzigen Spaten waren zugleich diejenigen niederen pflanzlichen Organismen, welche die Wissenschaft als Entzündungserreger kennen gelernt hat, in die verletzte Gewebe eingebracht; auch wurden solche fäulnisschaffend dem Verenden mit dem trüben, unreinen Lehmwasser zugeführt. Von der Verletzung aus verbreitete sich die Entzündung auf die Umgebung und nahm schließlich die ganze rechte Gehirnhälfte ein. Als einziges Mittel, den Jachowial am Leben zu erhalten, blieb nur die Aufmeißelung der Schädelhöhle (Trepanation) übrig, durch welche die Gehirnwunde freigelegt werden und einem etwa vorhandenen verjauchenden Eitererguß oder einem Eiterherde Abfluß verschafft werden sollte. Aber auch dieses letzte Mittel vermochte den tödlichen Ausgang nicht mehr abzuwenden, denn die Entzündung war schon zu weit vorgedrungen und am 16. Juni trat der Tod ein.

aber um des tragischen Vorganges willen besser hier erwähnt als in der Reihe der heiter-harmlosen sonstigen Genrebilder, ist H. Clemens' „München, Wilberers Ende“. In einer einfachen Bauernstube kniet im Hintergrunde vor einer Bank in tiefem Schmerz ein junges Weib, während sich auf der Bahre, auf der man den Wildfreier vor kurzem als Leiche nach Hause gebracht hat, in tragem Nichtsthum und stumpfer Gefühllosigkeit des Wilderers Hund hingestreckt hat. Jenen sieht man weiter hinten auf einem Bette in seiner Kammer ausgestreckt liegen. Auffallend berührt in dem Bilde der starr über den Betttrand hervorragende rechte Arm des Tobten.

Ein glatt und sauber gemaltes „Interieur von San Marco“, das nur etwas dunkel in der Farbe gerathen ist, hat D. v. Herche-Düsseldorf eingesandt; sauber und gerlich gemalt ist der „Chor des Aachener Doms“ von J. Stegmann-Düsseldorf, ein Bild, das neben so manchen anderen sehenswerthen aus der Sammlung des Danziger Kunstvereins stammt. Ein kleines Bildchen der Königsberger Malerin Martha Kronson, das trotz seines fremdländischen Titels „Interieur“ ein harmloses Genrebildchen ist, soll bei der Aufzählung dieser keine gehörende Erwähnung finden.

Eine Anzahl recht hübscher Marinen hat uns die zweite Serie der Bilder gebracht, von welchen wir in erster Reihe das im Katalog nicht aufgeführte „Seefisch“ von Dunge erwähnen. Wasser, Wolken, Felsen und der auf diesen lagernde Schnee sind gleich kunstvoll gemalt, vor Allem aber die schwüle Gewitterstimmung trefflich wiedergegeben, ein echter Dunge, wie ihn der Künstler in seinen besten Zeiten nicht besser malen konnte, weshalb wir auch annehmen, daß das Bild älteren Datums und nachträglich aus dem Besitze eines Kunstliebhabers hergegeben ist. Ein drittes Seestück „Havre de Grace“ hat der Königsberger Maler Fritz Herpel den beiden ersten folgen lassen und ein vortrefflich gemaltes Bild dieses Genres ist J. Guths-Berlin „Ausfahren des Rettungsbootes nach einem gestrandeten Dampfer“; es steht neben anderen technischen Vorzügen Leben und Bewegung in dem Bilde.

Wie das erste Mal überwiegen auch diesmal — wenigstens der Zahl nach — die Landschaften; ehe wir uns diesen zuwenden, wollen wir in dem nächsten Artikel eine kleine Auswahl der bemerkenswertheften Genrebilder, an denen ebenfalls kein Mangel ist, vornehmen und daran die Betrachtung einer Anzahl Köpfe und Portraits anschließen. A. B.

